

Durch Fehlschläge zur Erfahrung

Eröffnungsrede zur Restauratorentagung des Schweizerischen Verbandes für Konservierung und Restaurierung SKR in La Chaux-de-Fonds, Schweiz, vom 29. Mai 1981

Der Künstler entwirft und verwirft. Er zerstört die Hobelspäne auf dem Weg zur schöpferischen Form. Der Wissenschaftler abstrahiert demgegenüber von Materie, solange er kann. Kausalitäten erklärt er erst zu Gesetzen, wenn deren Abläufe beliebig wiederholbar sind. Der Handwerker hingegen gelangt zur Meisterschaft erst durch stetes Üben am auswechselbaren Werkstück.

Obwohl allen drei verpflichtet, ist der Restaurator in der unglückseligen Lage, durch Fehlschläge – auch wenn sie nur unscheinbar und verzeihlich wirken – zur Erfahrung zu gelangen.

Täuschen wir uns nicht: »saubere« handwerkliche Routine erfüllt meistens nur den mageren Anspruch einer Durchschnittsgüte, die der Individualität des immer einzigen und unwiederholbaren Kunst- oder Kulturreliktes nicht gerecht werden kann. Jedes Rezept, jede Arbeitsmethode, jedes Hilfsmittel birgt den Tod eines wehrlosen Versuchskaninchens. Wer von uns übt sich vorerst im Trockenen? Und wenn – sind seine Ergebnisse auf Kunstwerke in ihrer Einmaligkeit übertragbar? Und wer wurde nicht schon wiederholt von der fröstelnden Ahnung gepackt, in dieser Prozedur oder jener Entscheidung mehr Glück denn Verstand gehabt zu haben?

Von ethischer Warte gesehen steht unser Beruf auf gefährdetster Klippe: oft sind wir Künstler und Handwerker genug, die Spuren unserer Zerstörungen zu vertuschen, oft wissenschaftlich genug geschult, um in Rede und Dokument Spuren unserer Fehler für den Laien zu verwischen. Den Sünden unserer Vorgänger werden die unsrigen so mitaufgebürdet. Welcher Rahmen, welcher Firnis war noch »echt«, wenn wir ihn irrtümlich beseitigt haben? Welche Verputzung stammt nicht schon aus Großvaters Zeiten, weil etwa ein Neuling in der Werkstatt die falsche Flasche benutzte?

Einst war Restaurieren ein Notberuf, ironisch belächelt, suspekt, Sache verkrachter Künstler. Unsere Salonfähigkeit hat in der Öffentlichkeit zwar gewonnen, weil Zerfall und Nichterneuerung der Kulturgüter nach uns gerufen haben und uns das Mäntelchen der Wissenschaftlichkeit gut kleidet; ob wir aber künftig ernst zu nehmen sind, ist dem einzelnen von uns anheimgestellt. Selbst unsere Berufsverbände mit syndikalistischem Ruf nach Regelung und »Ordnung« können uns da nur als Kennkarte, nicht aber als Feigenblatt dienen!

Selbst Ärzte haben heute Preisreferenzen für ihre Eingriffe. Nur wir werden kaum je echte Berechnungsgrundlagen für unsere Arbeit schaffen können, da man Qualität, Verantwortungsniveau, Ausbildungs- und Erfahrungsgrad nicht mit nackten Maßstäben von Arbeitszeit, Objektwert, Fläche, Gewicht oder Volumen quantifizieren kann.

Wer ist schließlich sein eigener gerechter Richter, was Erfahrung, Können und Güte angeht, wenn es um nüchterne Kostenvoranschläge zu streiten gilt?

Zurück zu unseren Fehlschlägen. Sie sind nicht eigentlich dort zu suchen, wo – beispielshalber dem Schreibenden – ein spikesbewehrtes Auto über ein Gemälde fuhr, das beim Einladen auf dem Dachträger vergessen worden war – oder dort, wo beim vielhändigen Tragen eines großen Jute-Theaterdekors von Picasso eine messerscharfe Tischkante in die Quere kam – oder etwa dort, wo der Schnurrbart eines Selbstbildnisses

nachweislich d o c h vom Künstler selbst angebracht worden war... Derartige Anekdoten gibt es in unser aller Praxis zuhauf. Eigentliches Fehlverhalten, das wir uns bestürzt oft erst nach geraumer Zeit eingestehen, ist unsichtbarer, schleichender: es brütet in längst angelernten, allzu bequemen Methoden, unbesehenen Theorien, unkritisch oder angeberisch angeschafften Hilfsmitteln, die da »amortisiert« werden müssen, im »Spielzeugpark« nie Altgewordener, in der Chemie und Technologiegläubigkeit, aber auch bloß in den flüchtigen Momenten des Respektmangels vor einem wegen seiner Unansehnlichkeit falscheingeschätzten Objekt. Unser Scheitern beginnt mit der Annahme einer lukrativen Aufgabe, obwohl wir spüren, daß wir ihr nicht gewachsen sind, oder schon mit dem selbstentschuldigenden Seufzer, daß halt alles doch einmal vergänglich sei. Ein Fehlschlag an sich ist schon die Anwerbung eines ungenügend geschulten aber billigen Mitarbeiters – oder dessen Kündigung, wenn man ihn nicht mehr braucht: denn was er unter Aufsicht gepfuscht, wird er mit Sicherheit ohne diese mit noch verheerenderen Folgen weitertreiben.

In der Restaurierung gibt es keine Wiedergutmachung. Schon gar nicht im immateriellen Sinne. Gelehrt fordern wir neuerdings von uns Reversibilität – vergessend oder verdrängend, daß es sie nicht gibt: jeder Eingriff – auch ein unterlassener – ist irreversibel vor dem Auge der Geschichte. Reversibel verhalten sich ein paar chemisch-physikalische Reagenzien »in se«, nicht aber in ihrer Anwendung oder im Verbands mit dem anvertrauten Gut. Die Unsitte ihres Gebrauchs wird erst die Zukunft offenbaren, wenn sie ihrerseits zu altern beginnen.

Der reifende Mensch lernt aus seinen Fehlern und darf sie später als peinliche Vorkommnisse ins Unterbewußte verbannen. Der sich zur Erfahrung durchquälende Restaurator indessen deckt das Weichbild seines langjährigen »Wirkens« mit einem wachsenden Fleckenteppich seiner Missetaten ein: ja, diese werden menetekelhaft sichtbarer: die Zeit, die wohlthuend des Künstlers Werk durch Patina vollendet, geht gnadenlos mit unseren Fehlgeburten um: wieviele Retuschen, Klebungen, Kittungen, Tränkungen harren der Stunde, des Jahres, des Jahrzehnts der Wahrheit?

Muß deshalb des Restaurators Reife in Pessimismus, Nägelbeißen und Tatenlosigkeit münden? Oder wird er andererseits gezwungen sein, mit selbstgerechtem Blick auf noch unfähigere Kollegen zu überleben, eine »harte« Karriere zu betreiben, gemäß der alten Ausrede, Restaurieren sei schließlich ein Beruf wie andere auch? Die beiden Charakterbilder schließen sich üblicherweise aus.

Fast ein halbes Hundert junger Menschen sind durch das Atelier des Schreibenden als Volontäre, Schüler, Assistenten oder freie Mitarbeiter gegangen. Die gemeinsame Arbeit galt kaum der Restaurierung im Sinne des »jobs«. Hinter unserem Tun stand zumindest die Absicht auf didaktische Befragung der merkwürdigen Sache selbst: Restaurierung. Ist Erfahrung vermittelbar? Ist Ausbildung innerhalb der Bannmeile von »Berufung« überhaupt möglich? Ist Schulung lediglich hermeneutische Erweckung eines anlagemäßig »Wohlgeborenen«? Die Antworten lauten für Ausbilder und Nachwuchs fast immer mehrdeutig verschieden, ja oft diametral gegensätzlich: wie oft werden aus »realen« Musterschülern »ideale« Versager! Selbst unser neues Berufsbild verschweigt diskret, wie zwiespältig unser Wesen von der Anlage her sein muß.

Auch wir betrieben in all diesen Jahren, vom offensichtlichen Nutzen der Lehrmaterie noch immer überzeugt, die Gründung öffentlicher Ausbildungsstätten, auch wenn jeder schulische Raster den Berufenen vergewaltigen muß: auch wenn der Vermittlung weniger

europäischer Akademien zwischen Universität und Handwerk fast nur des latenten Ehebruchs verdächtige Bindungen entsprossen sind. Wenn für die *Lehrbarkeit* des uns so nötigen Mehrwissens die tragenden Institutionen wohl noch auf weite Sicht hinaus fehlen werden, so werden selbst mit deren einstiger Realisierung die beklemmenden Zweifel an der *Lernbarkeit* schulgemäßen Stoffes in diesem Beruf nicht aus der Welt geschafft: Was tut X schließlich an seinem teuren Mikroskop? Macht Y seine UV- und Schräglicht-Meisterfotos auch »nach der Restaurierung«? Wen beeindrucken schließlich die chemisch-physikalischen Beschwörungsformeln von Z?

Scheitern unsere Bestrebungen immer wieder, so nicht zuletzt an dem unserem Berufe immanenten Problem der Freiheit. Ein Lehrer, der Generationen fragender Schüler überdauern muß, kann nicht ungestraft und ganz ohne Opportunismus und Positivismus die Machbarkeit und Effizienz seines Berufs vordemonstrieren. Sein konstantes eigenes Scheitern, das auf ihn, wie vorhin gesagt, bildend und veredelnd wirken sollte, kann er als Ausbilder nur selten nutzen.

Scheitern und Erfahrung – im Leben gewöhnlich verfeindete Antagonisten, scheinen bei uns vor den gleichen Wagen geschirrt zu sein. Um diesen in eine vernünftige Richtung zu lenken und ihm eine angemessene Geschwindigkeit und Reichweite abzugewinnen, gehören zum Lenker scheinbar widersprüchliche Tugenden: Einfühlung und Wissen, Geschmack und Berechnung, Mut und Zurückhaltung, Überlegenheit und Subtilität, Liebe und Besonnenheit... Wer von uns ist unter der Last aller dieser Bedingtheiten und Forderungen noch bereit, mit diesem eigentlich unmöglichen Beruf einen Bund fürs Leben zu schließen?